

ARTHUR PHILIPP
Die Dunkelmagierin

ARTHUR PHILIPP

Die
DUNKEL MAGIERIN

Roman

blanvalet

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2017 by Blanvalet in der
Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Angela Kuepper

Umschlaggestaltung und -illustration: Isabelle Hirtz, Inkcraft

Karten: © Melanie Korte

HK · Herstellung: kw

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6079-0

www.blanvalet.de

Der alte Zauberer kniete am Strand. Wellen umspülten seine Waden, und der Saum der langen Robe war triefend nass. Er achtete nicht weiter darauf. Fasziniert zerrieb er Sand zwischen den Fingern, roch an ihm.

»Was sagt Ihr? Ist der Platz geeignet?«

Der Magier blickte auf. Prinz Gimlars Umriss zeichnete sich finster vor dem grauen Himmel ab. Sein Banner, unter erheblicher Anstrengung von einem seiner Ritter gehalten, knatterte im scharfen Wind. Der Zauberer blinzerte und erhob sich ächzend. Jetzt erst bemerkte er das Wasser in den Stiefeln.

»Es ist unglaublich, Hoheit. Riecht Ihr das? Schmeckt Ihr das? Die Magie, sie ist überall! Wieso wussten wir davon nichts?«

»Vielleicht, weil Euresgleichen nicht gerne weite Reisen unternimmt, Meister Alfand? Die Seefahrer, die es hierherverschlagen hatte, berichteten von gefährlichen Strömungen, widrigen Winden und unfreundlichen Eingeborenen in einem Land, das keine Schätze zu bieten habe. Wir sind über tausend Meilen von Utor entfernt. Was vielleicht nicht weit genug ist.« Er hob die Hand und fing einige der grauen Flocken, die vom Himmel herabregneten. »Würde unsere Heimat nicht gerade von einem Feuerberg zerrissen, hätten wir die gefährliche Reise niemals auf uns genommen.«

»Keine Schätze? Hoheit, jedes Sandkorn hier ist vom magischen Fluss durchdrungen. Spürt Ihr das nicht? Es gibt keinen vergleichbaren Ort auf der ganzen Welt.«

Der Prinz schien nicht zuzuhören. Der Zauberer folgte seinem Blick zum Kamm der Düne hinauf. Drei Fremde standen dort

oben. Sie schienen nicht näher kommen zu wollen, um die Neuankömmlinge zu begrüßen. »Ich spüre nur Feindseligkeit, Alfand. Diese Eingeborenen, die schroffen Dünen, selbst der schwarze Wald dahinter rufen mir zu, dass ich hier nicht willkommen bin. Deshalb frage ich Euch erneut: Haltet Ihr diese Bucht für geeignet?«

Der Zauberer wischte sich den feuchten Sand von den Händen. Es kam ihm so vor, als riesele Magie von seinen Fingern. Diese Insel war unglaublich! Aber er durfte sich nicht hinreißen lassen. Alfand sah den grauen Strand, den dunklen Wald, das grüne Schilf. Dann wandte er sich um. Dreihundert Schiffe ankerten in der weiten Bucht: Kriegsholke, Handelskähne, Fischerboote, überladen mit Menschen, die Hoffnung brauchten.

»Die Bucht bietet genug Ankerplätze, Hoheit, der Wald liefert Holz für die Häuser, und das Land wirkt fruchtbar. Ja, dies ist der Ort, den mir die Gesichte gezeigt haben. Hier können wir Eure Stadt gründen.«

Wieder fing der Prinz einige Ascheflocken und zerrieb sie zwischen den Fingern. Er wirkte nachdenklich.

»Mehr als nur eine Stadt, Alfand. Ich werde das Königreich von Utor neu entstehen lassen. Es soll eine Heimat auch für die werden, die nach Skros oder Tsungama geflüchtet sind. Das Untergangene wird wiedergeboren.«

Der Zauberer seufzte. Einige Herzschläge lang fühlte er die gleiche Trauer wie der Prinz. Utor, die Perle der Meere, war von einem Vulkan zerrissen worden. Was die Lava nicht verbrannte, versank in den Fluten oder wurde von Asche begraben. Die Magier hatten alles gewagt, um das Verhängnis aufzuhalten, und es dadurch vielleicht nur noch schlimmer gemacht. Aber das war Vergangenheit, Gimlar brauchte Rat für die Zukunft.

»Auch ich trauere um unsere Heimat, dennoch solltet Ihr alles vermeiden, was auf eine Fortführung der Tradition hindeutet, mein Prinz. Euer älterer Bruder hat den Untergang vermutlich ebenfalls überlebt. Er wird Euch die Krone streitig machen, wenn Ihr sie als Erbe Eures Vaters annehmt. Deshalb sollte der Name Utor mit der geliebten Stadt untergehen.«

»Und wie soll ich unsere neue Heimat Eurer Meinung nach nennen?«, entgegnete Gimlar verärgert. »Königreich der Asche?«

»Nun, wir werden einen geeigneten Namen finden, Hoheit. Zunächst sollten wir Euch jedoch bei erster Gelegenheit krönen. Auf diesen Schiffen finden sich viele ehrgeizige und mächtige Fürsten. Sie werden Führung leichter akzeptieren, wenn sie von einem König kommt.«

Der Prinz nickte flüchtig. »Meinetwegen. Aber lasst uns damit wenigstens warten, bis unsere Leute ein Dach über dem Kopf haben. Gebt Signal zum Ausschiffen. Wir bleiben. An diesem Strand wird Utor neu entstehen.«

Als König erfuhr Gimlar bald, dass es mehr als einer Krönung bedurfte, um ein Reich zu gründen. Der Untergang des alten Reiches lag wie ein Schatten auf den Menschen und raubte vielen der Überlebenden die Kraft für einen Neuanfang. Die Zauberer hingegen versuchten, die Magie, die das Land durchdrang, unter ihr Joch zu zwingen, sodass sie nur noch ihnen dienstbar war. Nach und nach breiteten die Utorer sich aus und ließen sich bis in die entferntesten Winkel des Landes nieder.

Die Weren aber, die schon immer auf Edun gelebt hatten, mussten erleben, dass der Zauber, der sie mit ihrer Heimat verband, mehr und mehr schwand. Krankheit und Hunger, die sie nie zuvor gekannt hatten, suchten sie fortan heim. Sie verfluchten die Aschlinge, wie sie die Neuankömmlinge nannte, doch waren sie kein Volk von Kriegern, und so griffen sie nicht zu den Waffen.

Doch die Utorer fanden schnell heraus, dass sie die Weren nicht brauchten, um einen Krieg zu beginnen ...



Sieben Jahre nach der Landung stolperte Meister Alfand zitternd über eine verbrannte Ebene. Er fühlte sich schwach und leer. Noch nie in seinem Leben hatte er sich derart verausgabt, noch nie war so viel Magie durch ihn hindurchgeflossen. Es war unglaublich, wie stark die Kraft war, die aus der Tiefe strömte. Die Zauberer

hatten gerade erst begonnen, sie zu bändigen und unter ihren Willen zu zwingen.

Gimlar stapfte vor ihm durch den beißenden Qualm. Stumm musterte der König die Überreste verbrannter Männer und Pferde. Das Entsetzen war ihm anzusehen. Auch Alfand schauderte es. Noch nie war er Zeuge von etwas Ähnlichem gewesen. Das Bild der Zerstörung stand ihm noch deutlich vor Augen: diese Welle aus Pferdeleibern und Stahl, die über die Ebene heranbrandete, gekrönt von blitzenden Speerspitzen und leuchtenden Wimpeln; das Kriegsgeschrei der gepanzerten Reiter, die siegesgewiss auf sie einstürmten; die unter dem tausendfachen Hufschlag bebende Erde – und dann, binnen Sekunden, war all die kriegerische Pracht dahin. Der Feind war ihnen zahlenmäßig weit überlegen gewesen – aber er hatte keine Magier auf seiner Seite gehabt.

Alfand schloss die Augen. War er nicht nur einer von vielen gewesen, die das Feuer heraufbeschworen hatten? Nein, er hatte den Plan ausgeheckt, hatte das feindliche Heer in diese Falle gelockt und dann auf ölgetränktem Grund unter einer Feuerwalze vernichtet, ausgelöscht, begraben.

»Seid Ihr nun zufrieden, Meister Alfand?«, fragte der König voller Verbitterung.

»Es ist ein Wunder, Hoheit. Wir haben gesiegt«, gab der Zauberer zurück und wusste sogleich, dass er die falschen Worte gewählt hatte. Er fühlte sich unendlich schwach und das erste Mal in seinem Leben wirklich alt.

»Ist das ein Sieg?«, fragte Gimlar und ließ den Blick über die verbrannten Leichen schweifen. »Das hier war die Blüte Utors ... die besten Ritter des alten Reiches. Es ist ein grausames Wunder, das Ihr vollbracht hab, Alfand!«

»Aber sie ritten für Euren Bruder, sie wollten Euch entreißen, was Ihr aufgebaut habt, Hoheit!«

»Ja, mein Bruder ...«

Der König ließ den Zauberer stehen und hastete mit seinem kleinen Gefolge weiter, zu einem Hügel voller verkohlter Körper. Dort ragte ein halb verbranntes Banner aus der Erde. Der Ritter, der es getragen hatte, war zur Unkenntlichkeit verbrannt, das Ket-

tenhemd mit seiner Haut verschmolzen, aber das Banner hielt er noch in der Faust. Erst auf den zweiten Blick erkannte Alfand, der Gimlar gefolgt war, dass es die silberne Seeschlange der Könige von Utor zeigte.

»Das Wappen unserer Väter ... Einer von diesen hier könnte mein Bruder Betanir sein – und ich kann ihn nicht erkennen«, sagte der König leichenblass. »Was enthüllen Euch Eure Visionen nun? Ihr habt ihn auf diesem Feld gesehen, Alfand, habt seinen Plan erraten, habt ihn in diese Falle gelockt. Seht Ihr ihn jetzt? Könnst Ihr ihn finden?«

Der Zauberer schüttelte stumm den Kopf. Er hatte Betanir gut gekannt, ihn sogar gemocht, obwohl der Prinz der Magie misstraute und sie sogar für das Ende des alten Reiches Utor verantwortlich gemacht hatte. Nun hatte sie ihm selbst das Ende bereitet. Doch welcher dieser teils ineinander verschmolzenen Körper dem Prinzen gehörte, konnte der Zauberer nicht sagen. Er wandte den Blick ab. Im beißenden Qualm wanderten Männer über das verbrannte Feld. Suchten sie nach Beute – oder nach Überlebenden? Viele von ihnen hatten Verwandte und Freunde in den Reihen des Feindes gehabt.

Der König lachte bitter auf. »Erinnert Ihr Euch an den Tag der Landung, Alfand? Ich fragte Euch damals, wie ich dieses Land nennen solle, wenn nicht Utor. Und im Scherz schlug ich Königreich der Asche vor. Offenbar habe also auch ich die Gabe, in die Zukunft zu sehen, denn auf der Asche meines Bruders und der besten Ritter von Utor scheint mein Reich gegründet.«

Der Zauberer schüttelte den Kopf. »Ich verstehe Euren Schmerz, Hoheit, doch schon bald werdet Ihr sehen, dass dieser Sieg groß war, auch wenn er heute bitter schmeckt. Ja, es sind viele tapfere Männer gefallen, doch kaum einer der Unseren. Eure Feinde sind es, die hier gefallen sind. Und wer nicht verbrannte, ist geflohen und wird nie wieder das Schwert gegen Euch erheben. Nach diesem Sieg wird es keiner mehr wagen, nach Eurer Herrschaft zu greifen. Ja, ich prophezeie Euch, dass die Krone Utors niemals in falsche Hände gelangen wird, solange der Thron fest auf den Säulen der Magie steht.«

»So ist es das, was Ihr vorherseht, alter Freund: der König und die Magier – für immer verbunden?«

»So ist es, Hoheit. Euch und Euren Nachfahren ist eine lange und glückliche Herrschaft über diese große Insel beschieden, denn unsere Bruderschaften werden über den Thron wachen.«

Alfands Gesichte hatten ihm nichts dergleichen gezeigt, doch er würde dafür sorgen, dass es so käme. Er fragte sich, ob dem König klar war, dass er und seine Erben von nun an für immer von der Macht der Magierorden abhängig sein würden.

Plötzlich sah der Alte etwas. Erst dachte er, es sei nur einer der Sieger, der stumm über das Schlachtfeld wanderte, aber, nein, es war eines der Gesichte, die manchmal zu ihm kamen, ohne dass er sie beschwören musste. Und doch stand es lebhaft vor ihm, zwischen den Rauchschwaden, den schwarzen Skeletten und den Raben, die auf Aas aus waren. Da war jemand, stand zögernd vor einem seltsamen Gebäude in den Nebeln einer Landschaft, die der Zauberer bisher noch nie gesehen hatte. Es war eine Vision aus einer fernen Zukunft, ein flüchtiges, rätselhaftes Bild, nicht viel mehr als ein Schatten, aber Alfand spürte, dass von ihm eine Gefahr für die eiserne Ordnung ausging, die er dem Reich geben wollte.

Doch wie sollte das möglich sein? Er sah doch nur ein halb verhungertes Mädchen, das am Ende einer frostigen Nacht einen verfallenen Tempel betrat ...

ERSTES BUCH



GALTARA – LEBENSMOND

1.



Ffea spürte ihre Zehen nicht mehr. Der Frost war ihr durch die löchrigen Stiefel gekrochen, obwohl sie die ganze Nacht hindurch gelaufen war. Ihr Magen knurrte, und als sie stehen blieb, zitterte sie am ganzen Leib.

Vor ihr ragten Mauern aus dem Morgen Nebel. Sie wirkten so alt, dass Feja dachte, sie könnten jeden Augenblick umfallen. Es schien ein Tempel zu sein, der da vor ihr aus dem Unterholz ragte. Aber warum, so fragte sie sich, hörte sie Frösche aus dem Inneren rufen?

Das Gemäuer war ihr unheimlich. Ein Rabe flog mit warnendem Krächzen dicht über ihren Kopf hinweg, und sie hörte ein verdächtiges Knacken im Unterholz. Jemand lauerte in der Dunkelheit abseits der Straße. Kurz entschlossen folgte sie dem dunklen Quaken der Frösche.

Merkwürdig, dachte sie, der Frost steckt doch noch im Boden, warum seid ihr schon so munter?

Sie fand eine Lücke in der äußersten Mauer, zwängte sich hindurch – und sah die leere Pforte eines Tempels vor sich aufragen. Der Nebel, der so zäh über den Boden kroch, schien aus dem Inneren zu kommen. Während sie sich umsah, gewann sie den Eindruck, dass der Bau entweder eingestürzt oder aber nie vollendet worden war.

Feja fielen hundert Gründe ein, nicht in diese unheimlichen Mauern vorzudringen, aber sie ging trotzdem weiter, denn da war noch etwas – oder jemand – hinter ihr im Unterholz. Sie trat über die geborstene Schwelle und blieb staunend stehen.

Vor ihr öffnete sich ein riesiger Raum, dessen Dach der graue Himmel war. Säulen und Mauern endeten einfach irgendwo im Nichts. Der Boden der Halle stand weithin unter Wasser, zäher Dunst zog darüber hinweg. Zögernd ging sie einen Schritt weiter. An der Schwelle konnte sie das schwarz-weiße Muster der großen Steinplatten erkennen, die hier verlegt worden waren. Viele waren zerbrochen oder abgesunken. Efeu rankte um die Säulen und hatte Löcher in die Mauern gesprengt. Überall hockten Frösche, Kröten und Unken, die sie nun schweigend anzustarren schienen. Feja fragte sich, was hier geschehen sein mochte.

Dann nahm sie eine Bewegung am anderen Ende des großen Tempels wahr, da, wo die Umrisse der Ruine im Dunst verschwammen. Von dort näherte sich jemand!

Das Mädchen drückte sich in die Torlaibung und starrte hinüber. Ein alter Mann schlurfte durch das flache Wasser und sprach murmelnd mit sich selbst. Er ging zu einem Haufen bemooster Steine unter einer zerbrochenen Platte, die wohl einst ein Altar gewesen war. Rauch stieg dahinter auf und wehte zu Feja herüber. Sie roch den Duft von gebratenem Fleisch, und unter ihrem pochenden Herzen spürte sie ihren leeren Magen.

Die Frösche schienen die Anwesenheit des Mädchens nun ebenso hinzunehmen wie die des Mannes, denn das dunkle Konzert ihrer Rufe setzte wieder ein. Vorsichtig schlich Feja an der Wand entlang, darauf bedacht, nicht mit den löchrigen Stiefeln in das Wasser treten zu müssen. Kröten und Frösche krochen träge zur Seite, als sie näher kam. Der seltsame Teich quoll fast über von ihnen. Feja erkannte, dass das Wasser auch deshalb so dunkel wirkte, weil zwischen zwei Fröschen meist noch ein dritter saß oder schwamm. Sie bewegten sich träge über die schönen Platten, saßen auf Sims und Steinen, und wenn sie nicht quakten, schienen sie auf irgendetwas zu warten.

Der Mann hinter dem Altar summte eine raue Melodie. Er wusch sich Arme und Beine mit dem trüben Wasser, fluchte, zog etwas aus seinem dichten Bart und setzte es auf eine Säule, von wo es mit einem weiten Satz rasch ins Wasser hüpfte.

Feja unterdrückte ein Lachen. Ihre Nerven waren zum Zer-

reißen gespannt, aber hatte dieser Mann gerade wirklich einen Frosch aus seinem Bart gezogen? Das Bild war zu komisch. Ein leises Glucksen entrang sich ihrer Kehle. Sie biss sich auf die Lippen und hielt sich unwillkürlich den Mund zu. Bei dieser Bewegung wischte ihr Ellbogen einen Stein von dem Sims neben ihr. Er fiel mit hellem Klatschen ins Wasser, und schlagartig verstummte das Konzert.

Der Mann hob den Kopf. Feja drückte sich an die Wand. Weit und breit gab es keine Deckung.

Mit einem Schrei griff der Mann nach einem Stock und sprang los. Er rannte quer durch die Halle und trieb in einer Art dunkler Bugwelle Hunderte Frösche, Kröten und Unken vor sich her. Drohend hob er den Stock und blieb dann eine Armlänge von dem Mädchen entfernt stehen. Seine Augen blitzten zornig unter buschigen Brauen.

»Hwe bew et? Ejn Maegadha? Eftan et an Trug? Bew et de Wargmaegadha? Faeren dine Ganauta gris fur de Sulli, for farsleitan te armaz Adach de Kwerko?«

Feja stand stocksteif und starre den Mann an. Der Fremde war zwar nicht viel größer als sie selbst, sah aber wild aus, und sein Stock war dick wie ein Knüppel. Sie schluckte die Angst hinunter und hoffte, dass sie in dem Wortschwall wenigstens den Namen richtig verstanden hatte.

»Ich grüße Euch, Meister Adach«, begann sie höflich. »Mein Name ist Feja, und ich bin wirklich nur ein Maegadha und keine Täuschung. Ich bin auch nicht das Wolfsmädchen aus den Wäldern und habe keine grauen Gefährten, die vor der Schwelle darauf lauern, Euch die Kehle zu zerreißen.«

Jetzt weiteten sich die Augen des Mannes. »Te spraeke de Werisc!«

»Ich verstehe das Werische halbwegs«, antwortete Feja vorsichtig, »auch wenn Ihr ganz anders sprecht als die Weren aus dem Langwald. Von ihnen kenne ich auch die Legende vom Mädchen, das mit den Wölfen jagend durch die Wälder zieht, aber sprechen kann ich Eure Sprache leider fast gar nicht, Meister Adach.«

Der Mann trat einen Schritt zurück. »Erstaunlich gut verstehst

du sie. Erstaunlich ist auch diese Begegnung. Erfreulich vielleicht auch. Eine Tochter der Aschlinge, die unsere Sprache versteht ...« Seine Augen leuchteten unter den dichten Brauen, aber er verzog sonst keine Miene. Feja hatte gelernt, in den Gesichtern der *Starren* zu lesen, die ihre Gefühle nicht in ihren Mienen zeigten.

»Wo hast du sie gelernt, unsere Sprache, Maegadha Feja?«, fragte er weiter.

»Meine Eltern haben einen Hof im Langwald, zwischen der Stadt Holt und dem Fluss Runa. In der Nähe leben einige Sta... einige Weren. Einer von ihnen, ein Bienenzüchter, war oft bei uns auf dem Hof. Er half meinem Vater beim Holzmachen.«

»An der Runa? Das ist weit. Aber wir sind dort gewandert. Wie heißt der Were, der dich lehrte?«

»Sein Name ist Hunagach.«

Der Alte schloss die Augen, und als er sie wieder öffnete, leuchtete etwas wie eine Erinnerung in ihnen. »Hunagach kennen wir nicht, aber wir kannten Meduz, der vielleicht sein Vater war, denn dessen Vater wurde Hunagam genannt. Kann das sein?«

Feja war nicht sicher, ob diese dahingemurmelte Frage an sie gerichtet war, aber sie erwiderte: »Ich glaube, den Namen Meduz einmal im Dorf der Weren gehört zu haben, Meister Adach. Aber ich war nur zweimal dort, denn sie bleiben gerne unter sich.«

»Natürlich tun wir das, und das aus gutem Grund, wie du wohl weißt, Maegadha, oder?«

Seine Stimme klang plötzlich drohend, und wenn Feja hätte zurückweichen können, hätte sie das getan. Aber immer noch versperrte ihr die Mauer des Tempels jede Fluchtmöglichkeit. Weit wäre sie ohnehin nicht gekommen. Jetzt, da der Schrecken sich gelegt hatte, kehrte das Gefühl von Schwäche zurück. Ihr Magen knurrte hörbar.

Der Were starnte sie an. »Du hast Hunger?«

Sie nickte.

»Dann komm, Feja aus dem Langwald, komm an unser Feuer und erzähle uns von unseren Brüdern in der Ferne. Und wie du den gefährlichen Weg gemeistert hast, sollst du uns auch erzählen. Die Straßen sind nicht sicher in diesen Tagen. Komm, da wartet

am Spieß ein Kaninchen, das so großzügig war, sein Leben für uns zu geben.«

Er packte sie am Arm und zog sie quer durch den Tempel. Die Frösche flohen, und Feja zuckte zusammen, als das Wasser in ihre löchrigen Stiefel drang. Verblüfft bemerkte sie, dass es gar nicht so kalt war, wie sie angenommen hatte. Es musste aus einer warmen Quelle stammen.

Der Were blieb stehen und musterte sie von Kopf bis Fuß. »Wo sind dein Mantel, deine Decke, dein Essen? So bist du doch nicht von daheim losgezogen?«

»Ich kam gestern an eine Zollbrücke, und der Zöllner wollte mich nicht über den Fluss lassen, da ich ihn nicht bezahlen konnte. Also musste ich schwimmen. Und da habe ich meine Decke verloren – und den Rest von dem, was ich besaß.«

»Geschwommen bist du? Durch den Rissling? Der Nykk war mit dir, dass du nicht ersoffnen bist. Freuen solltest du dich und jubeln, dass du noch lebst!«

»Dennoch habe ich nun Wasser in den Stiefeln, Meister Adach ...«

Der Were schnaubte und zog sie weiter durch den Tempel und das Spalier der Frösche und Kröten, die sie aus goldenen Augen beobachteten.

Eine kräftige Suppe und ein halbes Kaninchen später fühlte sich Feja schon viel besser. Ihre Stiefel trockneten am Feuer, und Meister Adach hatte sie in eine Felldecke gepackt. Der Were knabberte bedächtig an den Knochen und schien sie vorerst nicht mit Fragen belästigen zu wollen.

Feja sah sich um. Meister Adach hatte sich in einem der Räume hinter dem Altar eingerichtet. Hier war es trocken, und sie hatte nur eine einzige Kröte gesehen. Die saß in der Nähe des Feuers und schien sich ebenfalls zu wärmen. Äste und Zweige bildeten ein schiefes Dach mit einer einfachen Lücke für den Rauchabzug. Eine bunt gewebte Decke hing vor dem einzigen Fenster. Adach hatte sie zur Seite geschoben, und Feja spähte hinaus. Sie sah wucherndes Buschwerk, Tümpel und dazwischen immer wieder weiße Mauerreste. Der Nebel hatte sich inzwischen verzogen, und

am blassen Frühjahrshimmel waren die Sicheln zweier Monde sichtbar geworden.

»Sagt, Meister Adach«, fragte sie, während sie den leeren Blech-teller zur Seite schob, »was ist das hier für ein Ort?«

Der Were hob die Augenbrauen. »Unser Zuhause. Aber warte, diesem Essen möchten wir Respekt erweisen.«

Feja seufzte. Die Weren im Langwald hatten eine Menge merkwürdiger Bräuche, aber sie hatte noch nie erlebt, dass einer derart ehrfurchtsvoll mit einem Stück Fleisch und einer Suppe umging.

»Es gibt sicher bald einen Sturm«, sagte sie, um das Gespräch in Gang zu bringen. »Wenn der graue Aithir der schönen Afa so nahe ist, kommt ein Sturm auf«, wiederholte sie die Worte, die sie oft von ihrem Vater gehört hatte.

Der Were schnaubte verächtlich. »Unsinn! Die Sturmtage sind vorüber. Aithir und Afa trennen sich doch bereits wieder. Sei dankbar, denn sonst würde er dich zurück in den Langwald blasen, wo die Aschlinge ihre Kinder nicht lehren, die Monde richtig zu lesen.«

Feja seufzte. So viel zu dem Versuch, klug zu wirken, dachte sie.

»Aber vielleicht wäre es gut, der Sturm hätte unseren Gast zurückgepuspert. Denn er gehört nicht hierher. Willst du in die Stadt? Nach Braake? Ah, das dachten wir uns. Aber Braake ist gefährlich, zu gefährlich für eine junge Gaucha, für ein Aschling-Mädchen.«

»Aber ich muss dahin. Mein Vater ist vielleicht dort ...«

»Der Vater? In Braake? Dann ist auch er weit von der Heimat. Doch still, das muss warten. Da ist etwas hinter den Steinen, im Unterholz!« Der Were trat zu Feja ans Fenster. »Besser, du versteckst dich ... Drüben, bei den Fröschen, da gehen sie nicht hin. Los doch, sie sind schon nah!«, drängte er, als Feja sich nicht rührte.

»Das sind vielleicht die Männer, die ich heute Nacht an der Straße gesehen habe«, flüsterte sie. »Sie saßen an einem schönen, warmen Feuer, aber ihre Gesichter waren von einer Art, dass ich mich um nichts in der Welt zu ihnen gesetzt hätte. Es waren sechs. Möglicherweise sind sie mir gefolgt ...«

»Das Maegadha hat sie hergeführt? Das ist schlecht. Böse Tage zeugen böse Männer, und diese Tage sind voller Übel. Doch wenn sie aus dem Graufenn sind, werden sie nicht über die Schwelle treten. Kein Aschling wagt das. Du bist die Erste.« Bei diesen Worten löschte er das Feuer. »Sie werden hungrig sein, wie so viele in diesem Land. Hunger ist manchmal stärker als Furcht. Der Geruch von warmem Fleisch soll sie nicht herlocken.«

Feja kauerte sich an die Wand und hob einen schweren Stein auf, der dort lag. Sie würde sich ihrer Haut wehren. Sie war weit gekommen. Ihr Weg durfte jetzt nicht enden.

Der Were spähte geduckt aus dem Fenster, den Knüppel fest in der Hand. Aber wenn schon sie keine Angst vor diesem Mann hatte – wie sollte er dann sechs entschlossene Männer abschrecken?

Die Zeit verstrich. Irgendwann reckte sich der Were und brummte: »Sie bleiben im Dunst, kommen nicht näher. Aber vielleicht später. Wenn der Hunger sie treibt. Oder wenn die Nacht hereinbricht. Wir müssen wachsam bleiben.«

»Es tut mir leid, Meister Adach, ich wollte sie nicht ...«

»Nicht deine Schuld, Maegadha, nicht deine Schuld. Hoffen wir, dass sie die Macht der Quelle kennen – und fürchten.«

»Was ist das hier für ein Ort, Meister Adach?«, versuchte es Feja erneut.

»Der Tempel der Frösche, so nennen sie ihn. Die Gauchen haben ihn gebaut, vor vielen Jahren. Für Padhrar, den ersten Gott.« Plötzlich lächelte der Were. »Große Pläne schmieden sie immer, aber dumm sind sie, die Zauberräuber, die Weltenbieger, die Aschlinge. Sie bauen ihn hier, wo die Nykke Brocha schlummert, im Sumpf. Je höher die Mauern wachsen, desto schneller sinkt der Tempel. Sie rammen Säulen in den Boden, pumpen, schaufeln Gräben, aber Brocha macht all ihre Mühen zunichte. Endlich geben sie auf. Der Ort fällt an Brocha zurück, und ihrer Schutzherrin zu Ehren singen die Frösche Tag für Tag und verspotten die Braaker für ihre Dummheit. *Dieser Landraub ist ihnen nicht gelungen.*«

Feja hörte staunend zu. *Nykke*, das Wort kannte sie. Auch die Weren vom Langwald glaubten, dass in jedem Bach eine Nixe hause.

»Also ist es nicht mehr weit nach Braake?«

»Nicht weit, Maegadha, aber was willst du dort? Ah, deinen Vater suchst du, das hast du gesagt. Aber wir kennen keinen Mann aus dem Langwald, der in Braake wohnte. Wie wird er genannt?«

»Mein Vater heißt Falasir. Er wohnt nicht dort. Er wollte auf ein Schiff, einen Westfahrer, auf dem auch sein Bruder dient.«

»Ein Schiff? Zur Schreckensküste? Eine gefährliche Fahrt. Wir haben gehört, dass viele umkommen, die es versuchen.« Der Were stockte. Vielleicht hatte er bemerkt, dass Feja angesichts seiner Worte alle Hoffnung und aller Mut verließen. »Viele sind aber auch zurückgekommen, reich geworden durch Tausch und Handel mit den Stämmen dort.«

»Aber er ist jetzt über ein Jahr fort.«

»Die Winde und Strömungen sind tückisch an dieser Küste. Wir haben schon oft gehört, dass Schiffe sich auf Jahre dort verirrten. Dass dein Vater noch nicht zurück ist, heißt nichts. Doch sag, warum verließ er dich und deine Mutter?«

»Es ging nicht anders, Meister Adach. Es begann vor eineinhalb Jahren. Die Ernte war schlecht, weil wieder Asche vom Himmel gefallen war. Und sie musste mit vielen Flüchtlingen geteilt werden, die in den Langwald kamen, weil doch die Bauern im Aufstand waren.«

»Im Fenn sind sie es immer noch, kämpfen mit Axt und Sichel gegen gepanzerte Soldaten und Zauberer. Das Land ist in Aufruhr. Noch ein Grund, nicht den gefährlichen Weg zu gehen!«

Feja seufzte. »Zuerst gaben wir den Flüchtlingen, meist Frauen und Kinder, was wir entbehren konnten, doch unsere Vorräte waren knapp. Als der Winter kam, ging Vater nach Braake. Er wollte Hilfe von seinem Bruder erbitten. Dann schickte er ein wenig Geld und die Nachricht, dass er auf einem Westfahrer angeheuert habe. Das war das Letzte, was wir hörten. Im nächsten Jahr war die Ernte nicht besser, obwohl Hunagach uns half und er viel mehr von Äckern versteht als jeder Bauer, den ich kenne.«

Der Were seufzte. »Früher hätte einer von uns helfen können. Doch erzähl weiter, Maegadha.«

Feja fuhr fort: »Dann kam der nächste Herbst, und die Flücht-

linge, die sich nun im Wald versteckten, fragten nicht mehr, sie nahmen einfach, was sie brauchten. Im Winter aßen sie sogar unser Saatgut, und wir hatten nichts mehr. Adra, die nur meine Stiefmutter ist, wollte, dass wir nach Brim gehen, denn sie hat Familie dort. Aber ich will nicht in diese Stadt, denn es sind nicht meine Verwandten, die dort leben. Ich will meinen Vater finden!«

»Und dein Oheim? Hat er vielleicht ein Weib in Braake, zu dem du gehen kannst?«

Feja zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, ob Onkel Hal-fur verheiratet ist. Vater hat nie eine Frau erwähnt.«

Der Were wiegte den Kopf hin und her und murmelte in seiner Sprache leise in seinen Bart. »Du kannst nicht nach Braake, nicht allein, es ist zu gefährlich. Wir meinen, dass du bleiben kannst für einen Tag. Du kommst zu Kräften, wir schicken Nachricht an Freunde. Sie werden nach deinem Vater und Oheim fragen. Du kannst bleiben, aber sei achtsam und verärgere Brocha nicht! Wie alle Nykken ist sie schnell beleidigt! Also lass ihre Kreaturen zufrieden!«

Feja wusste, was die meisten ihrer früheren Nachbarn zu dem Vorschlag gesagt hätten, im Haus eines *Starren*, eines *Skrattlings*, ja, eines *Waldteufels* zu übernachten. Sie aber hatte keine Angst vor diesem verschrobenen Weren, der von sich immer in der Mehrzahl sprach. Außerdem gab es hier Essen und ein wärmendes Feuer. Da sie beides in den letzten Tagen schmerzlich vermisst hatte, war sie sofort mit seinem Vorschlag einverstanden.

Sie gähnte. Vergangene Nacht hatte sie nicht geschlafen, zuerst, weil sie befürchtet hatte, ohne Decke im Freien zu erfrieren, dann wegen der finsteren Männer im Wald. Die Müdigkeit lag jetzt wie Blei auf ihren Lidern. Allerdings hatte sie noch eine Frage.

»Sagt, Meister Adach, wie wollt Ihr Nachricht nach Braake schicken?«

Der Were sah sie mit unbewegtem Gesicht an. »Am besten flüstern wir es einer Unke zu, die es Brocha weitersagt. Die Nykke schickt es durch die Wasser im Graufenn, bis ihr Bruder Fennling es erfährt. Der wispert es in der Stadt, wo es jeder hören kann, der feine Ohren wie ein Were hat.« Plötzlich bekamen seine Augen

einen schelmischen Glanz. »Vielleicht sagen wir es aber auch einfach einem der Braaker, die hierherkommen, um Kräuter von uns zu kaufen.«

»Kommen denn viele Menschen hier heraus?«

»Genug«, gab Meister Adach gleichmütig zurück. »Aber du solltest dich hinlegen, Maegadha, Bruder Schlaf sitzt schon auf deinen Augenlidern.«

Feja nickte. Seit zwölf Tagen war sie unterwegs, und die Nächte waren immer kurz gewesen. »Kann ich dort auf Eurem Lager schlafen?«

Der Were schüttelte den Kopf. »Besser, niemand sieht dich. Wir holen dir ein Fell, dann kannst du drüben ruhen, auf dem Stein, dem Altar.« Er zwinkerte ihr zu: »Da bist du sicher vor den nassen Dienern der Nykke.«

Feja gähnte herhaft. Es kam ihr verkehrt vor, auf einem Altar zu schlafen, aber die Müdigkeit kroch jetzt mit Macht in ihre Glieder. Sie kletterte auf die zerbrochene Platte, streckte sich aus und bekam gerade noch mit, dass der Were ihr etwas unter den Kopf schob und sie leise murmelnd zudeckte. Sie verstand nichts von dem, was er sagte, aber irgendwie schienen die Worte einen rituellen Klang zu haben. Doch was war mit den Männern, die um den Tempel herumschllichen? War es nicht leichtsinnig, sich jetzt schlafen zu legen? Der Gedanke war der letzte, der ihr in den Sinn schoss, bevor sie einschlief.

Es schien, als wäre der Schlaf ein unergründlicher See, und sie stürzte hinein. Schwer wie ein Stein sank sie auf den Grund dieses grünen Gewässers, aber sie war nicht beunruhigt. Sie war eben ein Stein, und es war ganz natürlich, in einem See zu versinken, zu all den anderen Steinen. Der Boden hob sich, oder vielleicht löste auch sie sich aus der Tiefe. Sie durchbrach die stille Oberfläche und fand sich plötzlich auf dem Rücken dieses Steines wieder. Hunderte von Kröten und Fröschen bildeten einen weiten Ring. Und sie saß in der Mitte. Unsicher erhob sie sich.

Da war eine Bewegung im Wasser. Eine fast unmerkliche Welle, wie von der Rückenflosse eines Fisches. Aber hier im Tempel gab es keine Fische. Die Welle wuchs, und Feja befürchtete, sie würde

sie vom Altar spülen, auf dem sie plötzlich saß. Dann teilte sich die Welle, verschwand, und ein riesiges Wesen stieg höher und höher empor und sah schließlich auf sie hinab.

Der Leib dieser Erscheinung schien aus kristallklarem Wasser zu bestehen. Feja konnte durch den Leib hindurchsehen. Hinter dem schönen Wesen erkannte sie die verfallenen Mauern und Säulen, und darüber stand groß und voll der Mond Galtara und zeigte sein vernarbtes Wintergesicht. Er blendete Feja, sodass sie das Gesicht des Wesens nicht erkennen konnte.

Merkwürdig, dachte Feja, Galtara war doch heute nicht zu sehen gewesen.

Irgendwie erschien es ihr völlig natürlich, dass ein haushohes Wesen auf sie herabsah und Kaskaden von Wasser aus langen Haaren über Brüste und Hüften in das flache Wasser des Tempels flossen. Die Nixe!, dachte Feja und spürte plötzlich Furcht.

Brocha schien etwas zu sagen, aber es klang nur wie rauschendes Wasser in Fejas Ohren. Vorsichtig wich sie zurück. Plötzlich traten ihre Füße ins Leere, und sie drohte, vom Altar zu stürzen. Sie kämpfte um ihr Gleichgewicht und schreckte hoch.

Verwirrt sah sie sich um. Über ihr, am trüben Nachthimmel, standen die schmalen Silhouetten von Afa und Aithir. Nacht? Wieso war es schon Nacht? Sie hatte doch nur wenige Augenblicke geschlafen! Flache Dunstschwaden zogen über das Wasser im Tempel, und von den nebelfeuchten Säulen tropfte es leise. Weder war da ein Wasserwesen, noch leuchtete Galtara vom Himmel. Die Frösche hingegen waren allgegenwärtig und schienen sie stumm zu mustern. Warum schwiegen sie? Hatte etwas sie verschreckt?

Feja lauschte angestrengt in die Nacht. Es war verdächtig still. Nur hier und da tropfte es leise von den verfallenen Wänden. Aber da! Da bewegte sich etwas im Wasser!

Eine kleine Welle kam direkt auf sie zu. Ihr stockte der Atem. Die Welle näherte sich langsam, doch bestimmt. Endlich erkannte sie, dass sich da nur ein großes Froschweibchen durchs Wasser schlepppte, schwer vom Laich. Drei Männchen hingen auf seinem Rücken.

Feja seufzte erleichtert auf, und die Frösche, als hätten sie auf

ein Signal gewartet, setzten wieder mit ihrem vielstimmigen Konzert ein.

Was war das eben gewesen? Ein Wahrtraum? Oder hatte sich nur das Gerede von Adach in ihrem Traum fortgesetzt? Feja legte die wärmende Decke ab und sprang vom Altar. Sie brauchte Bewegung, und sie brauchte einen Ort, an dem nicht an jeder Ecke Kröten, Unken und Frösche übereinanderkrochen. Barfuß lief sie am Wasser entlang zum Eingang, denn ihre Stiefel standen noch an Adachs Feuer. Unwillkürlich drehte sie sich um. Ein rotes Glühen war in der Tür hinter dem Altar zu sehen. Entweder war das Feuer noch nicht ganz niedergebrannt, oder der Were hatte es neu entfacht. Es war ein düsteres Rot, das durch die Nebelschleier seltsam unirdisch wirkte. Der Tempel schien ihr jetzt noch viel unheimlicher, als er es im Morgengrauen gewesen war. Feja schob mit nacktem Fuß eine Kröte zur Seite und schllich weiter. Wäre sie erst einmal vor der Pforte, würde es ihr besser gehen.

Sie trat über die Schwelle in die Nacht. Über den Bergkuppen im Osten war das erste Dämmerlicht zu erahnen, und im Westen stand Aithir schon tief. Er würde bald verschwunden sein. Die blaue Afa ließ sich, wie immer, mehr Zeit.

Es war kalt hier draußen, und Bodennebel kroch zwischen den Büschen und verfallenen Mauerresten hindurch. Wie Knochen, dachte Feja unwillkürlich. Diese Mauern sehen aus wie bleiche Knochen.

Sie richtete den Blick in den Himmel. Kaum ein Stern war hell genug, den Dunst zu durchdringen. Sie fröstelte. Etwas raschelte im Unterholz.

»Wahrscheinlich nur ein Kaninchen«, murmelte sie, um sich selbst zu beruhigen. Und wenn es kein Kaninchen war?

Ihr fielen die finsternen Gestalten wieder ein, die sie in der vorigen Nacht gesehen hatte. Banden verzweifelter Männer strichen durchs Land, und nicht alle begnügten sich damit, lediglich reiche Kaufleute zu überfallen. Wieder knackte ein Ast irgendwo in der Dunkelheit.

Feja machte, dass sie zurück in den Tempel kam. Das Feuer in Adachs Behausung schien heller zu lodern, und als sie zum Altar

lief, hörte sie leise Stimmen. Der Were musste Besuch bekommen haben. Sie trat durch die Tür und sah zwei Männer am Feuer sitzen und nachdenklich hineinstarren.

Feja räusperte sich.

»Ah, das also ist das halb verhungerte blonde Waldmädchen, das unsere Hilfe braucht?«, fragte der Neuankömmling. Er trug einen fein gewebten Überwurf und gute Stiefel, aber dennoch erkannte Feja auf den ersten Blick, dass auch er ein Were war. Aber anders als ihr Gastgeber war er glatt rasiert, und sein Haar war kurz und sorgsam gekämmt.

Adach nickte. »Das ist das Maegadha der Gauchen, das unsere Hilfe braucht. Und das ist Fas Hrellech, der Weber. Einen Freund wollen wir ihn nennen.«

Der Neuankömmling fasste Feja ins Auge und winkte sie heran.
»Lass dich ansehen, Mädchen.«

Feja blieb, wo sie war. »Wisst Ihr etwas von meinem Vater?
Oder wenigstens von meinem Onkel?«

Die beiden Weren tauschten ein paar Worte aus, die so leise und schnell gesprochen waren, dass Feja sie nicht verstand. Nur das Wort *Norn* hörte sie heraus, aber sie hatte keine Ahnung, was es bedeutete.

»Komm nur näher, Kind, ich beiße nicht. Nein, ich weiß leider nichts von deinem Vater, und auch deinen Onkel kenne ich nicht. Aber das ist nicht erstaunlich, denn in Braake leben Tausende Menschen, und nur wenige von ihnen betreten jemals meine bescheidene Werkstatt.«

»Das liegt an deinen Preisen, Freund«, murmelte Adach.

»Qualität kostet«, gab der Weber würdevoll zurück. »Meine Mäntel sind nämlich wunderbar leicht, und doch halten sie Wind und Regen ab. Die Braaker nennen sie deshalb manchmal auch Zauberwärmel.«

»Weil sie nicht wissen, dass du deine Fäden nach alter Werenart gut fittest«, meinte Adach. Er schien schlecht gelaunt zu sein.

»Ihr hört Euch gar nicht an wie ein Were, Meister Hrellech«, sagte Feja und näherte sich zögernd.

»Ich lebe schon mein ganzes Leben in Braake, und die meisten

meiner Kunden sind Utorer, die unser Freund hier immer noch so freundlich Gauchen – Diebe – schimpft, wie in den Tagen ihrer Ankunft. Dennoch ist es für einen Mann meines Volkes nicht ratsam, sich allein am Hafen herumzutreiben, nicht, wenn die Zeiten so unsicher sind wie heutzutage. Ich weiß also nicht viel von Schiffen und ihren Besatzungen, aber ich kann dir sagen, dass vor einem Monat ein Westfahrer von der Schreckensküste zurückkehrte.«

»Den Namen – wisst Ihr den Namen des Schiffes?«

Der Weber schloss die Augen. »Es ist möglich, dass ich ihn gehört habe, doch fällt er mir nicht ein.«

»Mein Vater schrieb, er habe auf der *Wogenkönigin* angeheuert. Ist das vielleicht der Name?«, rief Feja aufgereggt.

Aber der Were musste sie enttäuschen. »Nein, es war etwas mit einem Adler, glaube ich. Die *Wogenkönigin* war es nicht. Doch setz dich zu uns, Kind, und erzähle mir von deinem Vater und alles, was du von deinem Onkel weißt. Ich werde mich dann erkundigen.«

Feja schüttelte den Kopf. »Ich danke Euch, Meister Hrellech, aber ich werde selbst gehen und fragen. Ihr habt ja gesagt, dass es für einen Weren gefährlich sein kann, zum Hafen zu gehen.«

»Unsinn«, brummte Adach. »Für eine junge hübsche Gaucha ist das noch viel gefährlicher.«

»Ich fürchte, mein Freund hat recht. Das Hafenviertel ist kein Ort für ein junges Mädchen.«

»Dann gehe ich eben mit Euch. Wenn wir zu zweit sind, wird uns schon nichts geschehen!«, rief Feja ungehalten, weil sie die Sorge der beiden Weren für reichlich übertrieben hielt.

Der Weber seufzte. »Das Einzige, was für mich noch gefährlicher wäre, als alleine in dieses Viertel zu gehen, wäre wohl, es mit einer jungen Utorerin zu tun. Schon in den besseren Vierteln der Stadt würde man das nicht gerne sehen. Es sind schlimme Dinge geschehen in letzter Zeit ... Menschen sind verschwunden oder wurden tot aus dem Fluss gezogen. Und es gibt genug Braaker, die gerne glauben wollen, dass die *Starren* dahinterstecken.«

Feja öffnete den Mund, dann schloss sie ihn wieder. Auch ihre

Stiefmutter hatte es nicht gern gesehen, wenn sie mit Hunagach alleine auf dem Feld gewesen war. Sie hatte dann immer gesagt, dass es unschicklich sei, denn den Waldteufeln sei nicht zu trauen, und dass so etwas in Holt oder Brim undenkbar wäre. Dabei war es der Langwald gewesen – und der gehörte den Weren.

»Aber nun erzähl mir von deinem Traum«, forderte Hrellech sie unvermittelt auf.

Als Feja ihn verwirrt anstarrte, erklärte er: »Dir ist doch im Tempel etwas begegnet, oder?«

»Unser Freund glaubt nämlich, dass er Träume deuten kann«, warf Adach spöttisch ein. »Dabei wissen wir, dass nur wenige etwas bedeuten.«

»Afar et Maegadha putjan en Agan inet Bain, hodr af het et un deuphe Swebnam het!«, wies der Weber Adach streng zurecht.

Feja hätte nie zugegeben, dass ihr die Furcht in den Knochen steckte, wie der Weber auf Werisch gesagt hatte, aber was den Traum anging, hatte er recht. »Woher wisst Ihr das, Meister Hrellech?«

»Mein Freund Adach mag daran zweifeln, aber ich verstehe noch ein wenig von der alten Kunst der Traumdeuter.«

»Er hält sich für einen Norn, einen, der den Schicksalsfaden kennt und Träume versteht. Aber es gibt keine echten Nornen mehr«, brummte Adach düster.

Jetzt wusste sie, was das Wort bedeutete, dass sie vorhin aufgeschnappt hatte.

»Also, was hast du gesehen, Kind?«

Zögernd erzählte Feja dem Weren von dem Gefühl, wie ein Stein ins Wasser zu stürzen, und wie sich plötzlich dieses riesige Wesen im Tempel erhoben hatte.

»Kommt vor, dass einer von Brocha träumt, der auf ihrem Grund und Boden schläft«, meinte Adach.

»Woher willst du das wissen? Du bist doch der Einzige, der außer ihr je hier übernachtet hat. Und noch nie hat mir jemand eine Nykke in solcher Pracht geschildert. Und ihr Gesicht? Hast du ihr Gesicht gesehen? Hat sie dir zugelächelt – oder schien sie dir zu zürnen?«

»Ich konnte es nicht richtig sehen, denn der Mond blendete mich.«

»Welcher Mond?«, fragte Meister Hrellech. »Afa oder Aithir?«

»Weder noch«, seufzte Feja. »Es war Galtara.«

Hrellechs Augen weiteten sich, und Adach rückte plötzlich näher an sie heran.

»Der Erstmond? Bist du sicher?«, fragte der Norn, und sein Gesicht kam dem von Feja ganz nahe. »Deine Hand!«, verlangte er und griff schon nach ihrer Rechten. Er befühlte sie mit seinen feinen, aber kräftigen Fingern, drehte sie und besah sich die Linien ihrer Handfläche.

»Was tut Ihr da?«, fragte sie eingeschüchtert.

Der Were ließ ihre Hand los und umrundete sie. »Nicht bewegen!«, kommandierte er. Unvermittelt spürte sie seine Finger in ihrem Genick, dann klopfte er ihr zweimal auf die Wirbelsäule. Er murmelte leise ein paar werische Worte, tauchte wieder vor ihr auf, packte ihr Handgelenk, hob ihren Arm an und ließ ihn fallen. Dann legte er eine Hand auf die Stirn, die andere auf das Brustbein und schloss die Augen.

»Was ...?«

»Schhhhht«, zischte er. Endlich ließ er von ihr ab und trat einen Schritt zurück. »Seltsam«, sagte er. »Es ist da und ist doch nicht da.«

Feja nickte verunsichert. »Was hat das alles zu bedeuten? Was hat der Mond mit meiner Hand zu tun?«

»Alles oder gar nichts. Darüber muss ich nachdenken«, murmelte der Weber. Sein Blick wurde lauernd. »Sag, Kind, wie alt bist du? Wann genau wurdest du geboren?«

Sie zuckte mit den Achseln.

»Du weißt es nicht? Aber die Gauchen feiern doch den Tag ihrer Geburt.«

»Meine Mutter starb bei meiner Geburt, und so war der Tag nie ein Festtag für meinen Vater. Er hat ihr, so lange ich denken kann, immer am letzten Tag des Spätsommers Blumen auf das Grab gelegt. Doch es war ihr Geburtstag und nicht meiner.«

»Es könnte sein, oder?«, fragte der Weber den Kräutersammler.

Adach schüttelte den Kopf. »Wir kennen den Kalender der Gauchen nicht gut genug. Und sie weiß das Jahr nicht.« Dann sagte er ein paar schnelle Sätze auf Werisch, von denen Feja nicht viel verstand. Das Wort *dapras* fiel mehrfach, und das hatte sie im Langwald oft von Hunagach gehört. Der Were hatte es bei der Arbeit immer dann als eine Art Fluch verwendet, wenn ihm eine Last zu schwer war.

Feja drang in die beiden, ihr doch zu verraten, was es mit all dem auf sich hatte, aber sie wichen ihren Fragen aus.

Schließlich sagte Hrellech: »Wir müssen jemanden fragen, der sich besser mit solchen Dingen auskennt, jemanden, der mehr für die Weren übrig hat als Verachtung und der unser altes Wissen nicht für böse Hexerei hält.«

»Eine seltene Gattung, Freund.«

»Wohl wahr, doch kenne ich einen Mann, der infrage kommt, einen, der dir vielleicht auch eine bessere Unterkunft besorgen kann, Kind – einen Zauberer.«

»Was ist an unserem Heim auszusetzen?«, verlangte Adach zu wissen.

»Es zieht, es regnet herein, und überall stolpert man über Kröten und Frösche. Nicht der beste Ort für eine junge Utorerin.«

Adach schüttelte missbilligend den Kopf. »Besser als bei den Dunklen ist es allemal! Aber hol ihn ruhig, nur bring ihn bloß nicht über unsere Schwelle. Und sei vorsichtig. Es schleichen finstere Gestalten um Brochas Quelle.«

Hrellech wollte gleich aufbrechen und wich Fejas Nachfragen aus. Dabei hätte sie zu gerne gewusst, was es mit dem Zauberer auf sich hatte, von dem der Norn gesprochen hatte.

Der Weber versprach, schon bald wiederzukommen, und verschwand durch das Fenster. Jetzt verstand Feja, wie er von ihr unbemerkt in den Tempel gelangt war.

Adach sah seinem Freund hinterher, bis er hinter den weißen Mauern verschwunden war. Die Sonne stand schon hoch, und ein gutes Stück unterhalb war ein dunkler Mond zu erahnen: Nir, der Mond der Vergänglichkeit und des Todes.

»Der Letztmond. Noch ein schlechtes Zeichen. Bringt nichts

Gutes, sich mit Aschlingen einzulassen, ganz besonders nicht mit diesen. Vielleicht sollte das Maegadha besser umkehren und in den Wald fliehen. Wir senden Nachricht, wenn sein Vater zurückkehrt.«

»Was ist denn so schlimm an dem Mann, den Meister Hrellech holen will?«

»Hast du es nicht gehört? Er ist ein Aschling-Zauberer. Solche Leute haben immer nur Unglück über uns gebracht – und über euch auch! Du hast ein gutes Herz für eine Gaucha. Und wir wollen dich nicht zu den Männern schicken, von denen Hrellech nun einen hierherbringen will. Denn ihre Herzen sind schwarz von der Asche, die mit ihnen über das große Meer kam.«

2.



S päter half Feja Meister Adach beim Holzsammeln, und er erklärte ihr ein paar der Kräuter, die zwischen den Mauern des Tempels wuchsen. Die Frühjahrssonne stand blass im Himmel, und Feja genoss es, die Strahlen auf ihrem Gesicht zu spüren. Für einen Moment wirkte die Tempelruine wie der friedlichste Ort der Welt, aber plötzlich knackte es im Unterholz. Der Were hob die Augenbrauen eine Winzigkeit. Wieder knickte jenseits der Mauern ein Zweig.

»Wir sollten zurückgehen Maegadha, in den Tempel«, sagte der Were.

Wieder ein Geräusch in den Hecken, an anderer Stelle. Ja, es waren mehrere, die sich heranpirschten. Feja nickte, bückte sich und hob wie so oft in den vergangenen Tagen einen faustgroßen Stein auf. Kampflos würde sie sich nicht ergeben. Plötzlich lief ein Flüstern durch das Blattwerk. Feja jagte ein Schauer über den Rücken. Sie brauchte einen Augenblick, aber dann verstand sie, dass dieses Wispern gegen den Wind lief! Ihr war, als sage es etwas, richtige Worte, die sie nur nicht verstand. Ein Fluch ertönte jenseits der Mauer, dann ein Pfiff, und plötzlich hörte Feja schwere Schritte, die davonliefen.

»Was war das?«, fragte sie leise.

Der Were schnaubte verächtlich. »Aschling-Hexerei, was sonst?«

Feja hörte einen Ruf von der Straße. Meister Hrellech war zurückgekehrt. An seiner Seite ging ein Mann, der ganz eindeutig kein Were war. Der Utorer war hochgewachsen und trug eine

lange graue Robe mit kunstvollen, aber leicht verblassten Zeichen an den Ärmelaufschlägen.

Feja war beeindruckt. »Ist das der Zaubermeister?«, fragte sie Meister Adach flüsternd.

»Das, was die Aschlinge eben Zauberer nennen«, zischte der Kräutersammler. Er setzte ein paar unfreundlich klingende wersiche Worte hinzu. Feja hatte sie auch schon im Langwald gehört. Hunagach hatte sich immer geweigert, sie zu übersetzen, »solange ein Maegadha in der Nähe sei«, wie er erklärt hatte.

Sie fühlte sich unbehaglich. Zwar hatte sie noch nie selbst einen Magier gesehen, aber von den Flüchtlingen im Langwald viele dunkle Geschichten gehört. Es hieß, unter den Bauernjägern seien oft Zauberer, die mit Feuer, Eis und anderen Schrecken Tod und Entsetzen über die Aufständischen brachten.

Der Mann, der jetzt seine Robe raffte, um über eine niedrige Mauer zu springen, sah jedoch nicht besonders schrecklich aus. Ganz im Gegenteil, das schmale Gesicht mit der zu großen Nase und die hohe Stirn wirkten vertrauenerweckend. Er nickte Feja freundlich zu, bevor er mit einem Lächeln den Weren begrüßte.

Meister Adach antwortete mit einem Brummen, aber der Zauberer hatte sich schon Feja zugewandt. »Das ist sie also ...«, stellte er fest, fasste sie sanft an den Schultern und betrachtete sie.

»Wollt Ihr auch ins Maul schauen und ihre Zähne prüfen, Caron? Sie ist kein Pferd, wisst Ihr ...«

»Das ist mir auch schon aufgefallen, Meister Adach«, erwiderte der Zauberer gut gelaunt. Er beugte sich ganz nah zu Feja hinab, die immer noch ziemlich eingeschüchtert war und sich vergeblich mahnte, nicht wie ein verschrecktes Huhn zu schauen.

»Wie ist dein Name, Mädchen?«

»Ich bin Feja aus dem Langwald, Herr«, stieß sie hervor.

»Ich freue mich, dich kennenzulernen, Feja aus dem Langwald. Mein Name ist, wie du ja schon gehört hast, Caron, und ich bin ein Meister der Söhne von Stor, ein Diener des Morgengrauens. Du weißt, was das bedeutet?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Stor ist der Gott des Zwielichts und der Schatten, aber auch

der Morgendämmerung und der neuen Hoffnung. Er schützt und leitet uns. Wir sind eine sehr alte Bruderschaft, die gemeinhin als Orden der Grauen Magier bekannt ist. Man nennt uns auch die Mittler von Tag und Nacht und Friedensbringer, obwohl es da draußen durchaus unfreundlichere Namen für uns gibt.«

Meister Adach schnaubte verächtlich. »Todesboten nennen wir sie, Dunkelmagier und Angstschatten. Landräuber sind sie, wie alle Zauberer. Es ist immer schlecht, sich mit ihnen einzulassen.«

Meister Caron ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Wie ich hörte, kennst du die Weren recht gut. Du wusstest also schon, wie die meisten von ihnen über uns denken.«

Feja nickte. »Das Flüstern, das eben durch die Blätter lief – das wart Ihr?«

»Ich dachte, es sei besser, diese Männer zu verjagen, als mit ihnen zu kämpfen. Diese Bauern nehmen meist Reißaus, wenn sie einen von uns in der Nähe wissen.«

Feja war beeindruckt von den Fähigkeiten dieses Mannes. Er konnte durch die Blätter sprechen? Wie hatte er überhaupt wissen können, dass da Männer auf der Lauer lagen?

Noch immer lag der Blick des Zauberers prüfend auf ihr. »Meister Hrellech sagte mir, dass dir der Mond Galtara im Traum erschienen sei. Ist das wahr?«

»Und eine Nykke«, stieß sie hervor.

»Eine Nixe? Das war sicher eine eindrucksvolle Erscheinung. Aber zu Galtara ... Welches Gesicht hat der Erstmond dir gezeigt?«

»Das Wintergesicht, Herr.«

»Und war da vielleicht noch ein anderer Mond? Wie Afa oder Aithir, die auch jetzt am Himmel stehen? Oder vielleicht ... Nir? Er kann dem Auge leicht entgehen ...«

»Ich sah nur Galtara, Herr«, erwiederte Feja, die den Sinn der Frage nicht verstand.

Der Zauberer wirkte jetzt sehr nachdenklich. »Du weißt deinen Geburtstag nicht, wie mir Hrellech sagte, aber du bist ungefähr dreizehn oder vierzehn Jahre alt, oder? Was kannst du mir von deinen Eltern erzählen?«

»Meine Mutter starb bei meiner Geburt, und es heißt, ich sei zu

früh auf die Welt gekommen. Eine Ganesa der Weren holte mich mit dem Messer aus ihrem Leib, weil wir sonst beide gestorben wären. Meinen Vater suche ich. Er ist auf einem Schiff.«

»Und vorher war er ein Bauer?«

»Das ist ein ehrenwerter Beruf, Herr«, gab Feja sehr bestimmt zurück.

»Vermutlich der ehrenwerteste, Feja. Und deine Großeltern?«

Feja zuckte mit den Achseln. »Ich habe sie nie kennengelernt. Die Eltern meines Vaters wohnten irgendwo an der Weißwellenküste und die meiner Mutter hinter dem Königswald.« Sie verstand nicht, was die Fragerei sollte.

Der Magier ließ ihre Schulter los, richtete sich auf und sagte: »Es ist gut möglich, dass Ihr in Eurem Urteil recht habt, Meister Hrellech.«

»Was denn für ein Urteil?«, fragte Feja, die allmählich wütend wurde, weil wieder über sie geredet wurde, als sei sie gar nicht anwesend.

»Wir glauben es nicht!«, rief Meister Adach plötzlich mit Heftigkeit.

Der Weber hatte die ganze Zeit kaum ein Wort gesprochen, aber jetzt sagte er zu seinem Freund: »Die Zeichen sind stark, mein Freund – und hier kann sie nicht bleiben.«

»Warum nicht? Die Nykke scheint sie zu lieben!«

»Verzeiht, Ihr Herren, aber würde mir jemand erklären ...«

Meister Caron seufzte. »Entschuldige, Feja aus dem Langwald, es ist nicht sehr höflich von uns, deine Belange über deinen Kopf hinweg zu verhandeln.« Er rieb sich die große Nase, dann fuhr er fort. »Ich möchte dir einen Vorschlag unterbreiten. Wie du weißt, bin ich Mitglied eines Zaubererordens. Wir haben unseren Sitz in Braake oder eigentlich ganz in der Nähe davon. Nun, wir nehmen auch Schüler auf ...«

»Schüler?«

»Magier fallen nicht wie reifes Obst von den Bäumen, Feja.«

»Manche wirken aber, als seien sie sehr oft von sehr hohen Bäumen gefallen«, brummte Adach.

Caron überging die Bemerkung. »Zauberer müssen ihr Hand-

werk erlernen, da unterscheiden sie sich nicht von Bäckern oder Bauern. Und wie bei jenen Berufen gibt es Menschen, die für die Zauberei eine besondere Begabung haben.«

»Ich verstehe gar nichts von Zauberei.«

»Das tun die wenigsten, die zu uns kommen. Du weißt, wer Galtara ist?«

»Sie ist die Erste unter den Kindern des Allwalters, die Göttin des Lebens. Und ihr Heim ist der erste und größte der sechs Monde.«

»Ich sehe, du kennst die Götter. Das ist gut«, lobte der Zauberer. Für ihr Gefühl klang es ein wenig herablassend. »Galtara ist aber auch die Göttin der Magie ...« Feja runzelte die Stirn. »Und weil ich ihren Mond im Traum gesehen habe, glaubt Ihr, ich sei begabt?«

Der Zauberer nickte. »Wir sehen auch andere Zeichen, aber bevor ich dich mit dem Gerede von Bargan, Fliod oder Midgav langweile, sollten wir uns auf das Naheliegende beschränken. Du kamst vermutlich in einem Jahr zur Welt, in dem sich Galtara den Himmel mehrfach nur mit Nir teilte. Viele unserer Schüler sind unter diesen Morden geboren. Deshalb will ich dich mit in die Stadt nehmen und einem unserer Oberen vorstellen, der ein gutes Auge für diese Dinge hat. Wenn er zustimmt, kannst du deine Ausbildung bei uns beginnen.«

Feja starrte den Mann groß an. Das alles war reichlich verwirrend. Dann schüttelte sie den Kopf. »Ich kann nicht, Meister Caron. Ich suche meinen Vater.«

Der Magier lächelte, als er antwortete: »Wir können dir bei der Suche helfen. Glaube mir, unser Orden verfügt über bessere Möglichkeiten, Hinweise zu sammeln, als ein einzelnes Mädchen. Sollten wir ihn finden, steht es dir natürlich frei, mit ihm zu deinem alten Leben im Wald zurückzukehren.«

Feja kniff die Augen zusammen. Das war ein sehr großzügiges Angebot, und wenn sie eines im Langwald gelernt hatte, dann, dass solche Angebote für gewöhnlich ihren Preis hatten.

»Was verlangt Ihr dafür, Meister Caron?«, fragte sie daher misstrauisch.

»Verlangen? Nichts, mein Kind. Nur, dass du bereit bist zu lernen.«

»Ich will aber nichts geschenkt haben!«

»Das ehrt dich. Wenn du so talentiert bist, wie ich hoffe, wirst du unsere Bruderschaft bereichern. Täuschen wir uns jedoch, werden wir andere Möglichkeiten finden, deine Talente zu nutzen. In der Grauen Feste dienen viele Menschen unserem Orden – und längst nicht alle sind Zauberer. Willst du aber in den Langwald zurückkehren, um bei deiner Familie das Leben einer Bäuerin zu führen, werden wir dich nicht aufhalten.«

Feja hatte immer noch das Gefühl, dass mit diesem Angebot etwas nicht stimmte. Sagte ihr dieser Meister nicht genau das, was sie hören wollte? Aber da ihr kein echter Einwand mehr einfiel, stimmte sie trotz der warnenden Stimmen im Hinterkopf zu.

»Wenn es nichts wird, kannst du immer hierher zurückkommen«, sagte Meister Adach. Seine Augen zuckten. Kämpfte er etwa mit den Tränen? Sie ging doch nur in die Stadt – und nicht ans Ende der Welt.

»Ich danke Euch, Meister Adach, Ihr habt mir sehr geholfen«, rief Feja, und dann umarmte sie den Weren, was ihn sichtlich überraschte. Er ließ es stocksteif über sich ergehen.

Zu Fejas Unbehagen wollte Meister Hrellech noch eine Weile beim Tempel bleiben, was bedeutete, dass sie mit Meister Caron allein gehen würde.

»Mehr Gepäck hast du nicht?«, fragte der Magier, als sie endlich aufbrachen.

Sie trug den zusammengerollten Fellumhang, den ihr Meister Adach geschenkt hatte, an einem Riemen über der Schulter.

»Nein, Herr, den Rest habe ich im Fluss verloren, den ich durchschwimmen musste, weil sie an der Brücke Zoll verlangten.«

»Zoll? Von dir? Der alte Tygram wird langsam gierig«, murmelte der Zauberer.

Sie verließen die Tempelanlage, und als Feja sich noch einmal umdrehte, waren die beiden Weren verschwunden, und die

weißen Mauern ragten wie verlassen aus dem Gestrüpp, das die Anlage erobert hatte.

»Du hattest Glück. Es kommt sonst nie vor, dass der König der Kröten Besucher duldet«, erklärte der Zauberer, als sie die Straße erreicht hatten.

»König der Kröten?«

»Einer der Spottnamen, die Adach in Braake trägt. Aber wenn es darum geht, seltene Heilkräuter zu finden, ist er unerreicht.«

»Lassen ihn die Leute deshalb in Ruhe?«

»Deshalb und weil sie Angst vor dem Tempel haben. Es heißt, eine mächtige Nykke lauere unter ihm – du bist nicht die Erste, der Brocha im Schlaf erschienen ist.«

»Ihr meint ... es gibt sie wirklich?«

»Wer weiß? Viele in Braake denken, dass sie den Tempel damals eigenhändig in den Sumpf gezogen habe. Unser Verkünder sagt dagegen, diese Träume rührten nur daher, dass die Leute eben an Nykken glauben wollen. Andere meinen wieder, Adach hätte irgendeinen Traum-Zauber gewirkt, damit die Leute ihn in Ruhe lassen. Falls das stimmen sollte, hat er mehr von der alten Macht erhalten, als die Weisen es für möglich erachten. Wie so oft in Braake hat eigentlich jeder eine eigene Meinung zu dieser Sache.«

Sie gingen mit schnellen Schritten einen lang gezogenen Hügel hinauf, und Feja kam allmählich außer Atem. »Wie groß ist Braake?«

»Sieh selbst«, erwiederte der Zauberer und deutete voraus.

Sie hatten die Kuppe erreicht. Die Straße machte eine Biegung, und das allgegenwärtige Buschwerk trat zurück. Feja blieb beeindruckt stehen. Das blaue Band eines Flusses durchschnitt das flache Land. An seinen beiden Ufern ragte eine große Stadt auf. Mächtige Mauern schirmten sie ab, und Rauch quoll aus ungezählten Schornsteinen. Feja hatte noch nie so viele Häuser auf einem Haufen gesehen. In der Mitte der Stadt konnte sie einige besonders große Gebäude ausmachen, und im Westen, wo der Fluss die Mauern wieder verließ, wiesen zahlreiche Schiffsmasten in den Himmel. Im Osten entdeckte Feja einen breiten, aber trockenen Graben. Jenseits davon erstreckten sich Felder und dazwi-

schen vereinzelt Höfe. Das Land stieg in Richtung der Berge sanft, aber beständig an.

»Meister Caron, was ist das dort – der Rauch, der über den Felsen aufsteigt?«

»Es kommt von einem Gehöft, das gestern überfallen und angezündet wurde.«

»Von wem?«

»Räuber, Gesetzlose, auch wenn sie gerne behaupten, dass sie nur gegen die Ungerechtigkeit der Welt aufstehen.« Der Zauberer schüttelte missbilligend den Kopf. »Sie kommen nachts, richten Schaden an und verschwinden mit der Dämmerung. Aber wir sind ihnen auf den Fersen und werden sie bald für ihre Verbrechen bestrafen. Zum Glück war das Gehöft verlassen. Wenigstens gab es keine Toten oder Verletzten.«

Westlich der Stadt bemerkte Feja, wie es wässrig blau zwischen ausgedehnten Schilfflächen schimmerte. Und dann sah sie, ein gutes Stück von der Stadt entfernt, zum ersten Mal in ihrem Leben – das Meer!

Die See lag dunkelblau und schier endlos unter dem weiten Himmel da. Hier und dort wuchsen hohe weiße Felsen aus dem Meer, aber auch aus dem Schilf. Auf einem der Felsen, noch umspült vom breiten Fluss, glaubte sie, Mauern und Dächer zu sehen.

»Was ist das dort?«, fragte sie den Zauberer.

»Eine Festung, die die Flussmündung gegen Angreifer verteidigen soll.«

»Die Graue Feste?«

»Nein, die liegt weiter nördlich, und wir können sie von hier aus nicht sehen, weil der Dunst sie vor uns verbirgt.«

»Und das ist der Hafen? Können wir dort hingehen?«, rief sie aufgereggt.

»Das müssen wir sogar. Aber zunächst bringe ich dich ins Haus des Ordens, wo ich dich jemandem vorstellen möchte.«

»Eurem Oberen, nicht wahr?«

»Dem Sturmrat, um genau zu sein. Komm, die Stadt erwartet uns.«

Besonders einladend fand Feja die hohen Mauern aus der Nähe besehen nicht. Sie war noch nie in einer richtigen Stadt gewesen und spürte ein leises Unbehagen in sich aufsteigen. Bisher hatte sie Holt am Langwald für eine Stadt gehalten, aber verglichen mit Braake war das nur ein armseliges Dorf mit einem Holzzaun.

Das Stadttor stand weit offen, und einige Soldaten lungerten in seinem Schatten herum. Sie nahmen jedoch Haltung an, als sie den Zauberer bemerkten.

Meister Caron grüßte sie knapp. Einer der Männer salutierte, als sie durch das dunkle Tor schritten. Er hielt sie nicht auf, wie es die Wachen von Holt gerne taten, um sich wichtigzumachen.

Im Innern der Stadt trafen sie auf einen grau gekleideten Mann, der in ein Gespräch mit einem Mann auf einem Kutschbock vertieft war. Der Kutscher hatte eine Fuhr Holz auf dem Wagen und versperrte die halbe Straße.

»Ich grüße Euch, Bruder Bredhir«, rief Meister Caron.

Der Mann wandte sich um und zeigte unter der Kapuze seiner grauen Robe ein junges Gesicht. »Ihr seid schon zurück, Meister Caron?«

»Komme ich ungelegen?«

»Ganz im Gegenteil. Der Kutscher hier hat wichtige Neuigkeiten aus Kolm mitgebracht.«

»Erzählt sie mir später, Bredhir, ich muss ins Ordenshaus, falls Meister Dregin dort ist.«

»Dort oder im Schloss«, meinte der junge Zauberer. »Habt Ihr es noch nicht gehört? Es ist überraschend Besuch aus Lente eingetroffen, hoher Besuch sozusagen, von unseren roten Freunden. Sie kamen bereits gestern Nacht mit dem Schiff, haben sich aber erst heute bei Hofe angekündigt.«

»Ich hörte es, doch hatte ich zu tun. Aber ich bin gespannt darauf, was der König uns zu sagen hat.«

»Lente, das ist die Königsstadt, nicht wahr?«, fragte Feja, als sie weitergingen.

Der Magier nickte. Er wirkte nachdenklich.

»Und wer sind die ›roten Freunde‹?«

Meister Caron seufzte. »Sei nicht so neugierig, Mädchen, und sei still, ich muss nachdenken.«

Feja verbiss sich die nächste Frage, die ihr auf den Lippen gelegen hatte, und ging schweigend neben dem Magier durch die Stadt. Sie folgten offenkundig einer Hauptstraße, denn die anderen Gassen, die sie erspähte, waren viel schmäler. Die Häuser standen dicht an dicht; sie waren aus Stein, nicht aus Holz, wie die Hütten im Langwald, und jedes war mindestens so hoch wie das Rathaus von Holt, das ihr bisher so unfassbar groß vorgekommen war.

Und noch etwas war anders: Die Leute hier grüßten einen nicht. Wenn sie mit ihrem Vater nach Holt gekommen war, um zu markten, war das immer eine unglaublich langwierige Angelegenheit gewesen. Sie hatten keine drei Schritte weit gehen können, ohne von einem Bekannten in ein Gespräch verwickelt zu werden. Feja hatte sich dabei meist tödlich gelangweilt. In dieser Stadt aber war es anders. Hier und da feilschte ein Kunde mit einem Ladenbesitzer, aber alles war in Bewegung, und jeder schien eilig irgendwohin zu müssen. Sie fragte sich, ob das an Markttagen wohl anders war und ob die Braaker so etwas überhaupt kannten. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass all diese Menschen sich auf einem einzigen Platz versammeln würden.

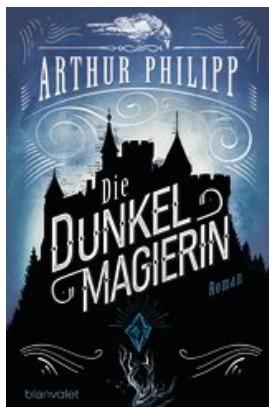
»Wo hat Meister Hrellech seinen Laden?«, fragte sie.

»Die Webstube? Drüben, auf der Alten Seite, nicht weit vom Viehmarkt«, gab der Zauberer zur Antwort.

Sie erreichten eine Brücke, und Feja sprang an das steinerne Geländer, um hinabzuschauen. Aus der Nähe betrachtet sah der Fluss nicht mehr so schön blau aus. Sein Wasser war ganz braun, es musste in den Bergen gereignet haben. Sie blickte nach Westen. Die Festung, die sie von Weitem gesehen hatte, war im Dunst, der vom Fluss aufstieg, nicht zu entdecken.

Einige Männer standen am Brückengeländer und hielten ihre Angeln ins Wasser. Zwei von ihnen waren Weren, die ersten, die sie in der Stadt sah. Sie standen etwas abseits der anderen. Und dann entdeckte Feja drei Fischerboote, die an Land gezogen worden waren. Dort saß ein Mann im Schneidersitz auf einem Fass und flickte seine Netze. Auch ihn hielt Feja, trotz der Entfernung,

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Arthur Philipp

Die Dunkelmagierin

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 576 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-7341-6079-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2017

Eine junge Magierin, ein uralter düsterer Orden, eine fast vergessene Prophezeiung

Fejas Talent für die Magie ist groß, doch noch kann die junge Frau es nicht nutzen. Als sie sich entschließt, der Schule der grauen Magier beizutreten, wird sie rasch zum Spielball der Intrigen der Mächtigen. Denn einst waren die grauen Magier gefürchtet, und es gibt Kräfte im Orden, die diesen um jeden Preis wieder zur alten Macht zurückführen wollen. Feja muss rasch lernen, ihre Magie zu nutzen, oder sie wird zwischen den Fronten zerquetscht werden. Doch niemand im Orden ahnt, dass eine dritte Partei Vorbereitungen trifft, um die tausend Jahre alte Ordnung zu zerschlagen – und Feja soll ihr Werkzeug sein ...

 [Der Titel im Katalog](#)